



Vulgar Economics 2014

zu Stefan Franks Kritik der Marx'schen Kritik der Politischen Ökonomie in „konkret 10/2014“

Hans-Peter Büttner

Zitation: Büttner, Hans-Peter (2014): Vulgar Economics 2014, zu Stefan Franks Kritik der Marx'schen Kritik der Politischen Ökonomie in „konkret 10/2014“, in: Kritiknetz - Zeitschrift für Kritische Theorie der Gesellschaft

© 2016 bei www.kritiknetz.de, Hrsg. Heinz Gess, ISSN 1866-4105

Stefan Frank hat sich in der konkret 10/2014 („Von Bibern und Hirschen“) mit einigen theoretischen Grundsatzfragen zur Kritik der Politischen Ökonomie bzw. der Relevanz der Marx'schen Ökonomiekritik mit Blick auf die jüngere ökonomische Krise des kapitalistischen Wirtschaftssystems beschäftigt. Franks Ausführungen stellen den Versuch einer Kritik der Marx'schen Werttheorie, der Theorie des tendenziellen Falls der Profitrate und anderer Bestandteile des Marx'schen Forschungsprogramms dar; jedoch scheitert der Versuch bereits im Ansatz, da der Autor nachweislich nicht in der Lage oder Willens ist, elementare theoretische Aussagen der Kritik der Politischen Ökonomie adäquat zu erfassen.

1. Die Marx'sche Werttheorie ist für Frank obsolet, denn sie gehe von der falschen Vorstellung aus, dass ‚Wert‘ nicht im Auge des Betrachters liege – als eine Rangfolge von konkurrierenden Wünschen und Bedürfnissen –, sondern etwas Objektives sei. „Die Idee der ‚Gleichheit‘ des Werts zweier gegeneinander getauschter Waren“ sei ein objektivistischer „Irrtum“, denn schließlich gäbe es bei Wertgleichheit „keinen Grund für den Tausch. Er findet überhaupt nur deshalb statt, weil beide Parteien einen jeweils für sich höheren Wert erlangen“, also einen subjektiven Nutzenvorteil durch den Tausch, der ohne den Tauschakt natürlich nicht zu erreichen wäre.

Schauen wir uns Franks Gedankengang genauer an. Zunächst sieht Frank im ökonomischen „Wert“ eine ausschließlich subjektive Wertschätzung eines Konsumenten, welcher erstens den Tausch aus einer erfolgreichen Gewichtung seiner „konkurrierenden Wünsche und Bedürfnisse“ heraus eingetht und zweitens diesen Tauschakt vornimmt, weil sein im Tausch weggegebenes Gut für ihn von geringerem subjektiven Wert bzw. Nutzen ist als das von ihm angeeignete Gut. Für seinen Tauschpartner gilt natürlich das Gleiche. Ist damit Marx' objektive, präziser gesagt absolute Werttheorie erledigt bzw. überflüssig geworden?

2. Zunächst einmal widerspricht die Tatsache der subjektiven Gewichtung der Tauschobjekte gar nicht Marx' Werttheorie, denn selbstverständlich findet Tausch nur dort statt, wo unterschiedliche Gebrauchswerte für unterschiedliche subjektive Zwecke den Eigentümer wechseln. Allerdings finden diese Tauschtransaktionen in einer kapitalistischen Ökonomie nicht nur punktuell und zusammenhanglos wie in den gängigen national-ökonomischen „Robinsonaden“ statt, sondern unter bestimmten, noch genauer zu benennenden sozialen Voraussetzungen, die mitgedacht werden müssen – was Frank bedauerlicherweise nicht tut. Erstens wird nämlich nicht einfach in einem sozialen Vakuum getauscht, sondern in einer kapitalistischen Gesellschaft. In dieser Gesellschaft produzieren private, gewinnorientierte Unternehmen, die zur Herstellung ihres Warenangebots einerseits auf technische Produktionsgüter und Rohstoffe (bei Marx „konstantes Kapital“) und andererseits auf „doppelt freie Lohnarbeit“ (bei Marx „variables Kapital“) angewiesen sind. Zweitens ist die Gewinnorientierung gebunden an einen ökonomischen Kreislaufmechanismus, in dessen Rahmen Kapital als monetäre Investitionssumme (die sich in der Regel aus Eigen- und Fremdkapital zusammensetzt) vorgeschossen wird, dann der Produktionsprozess stattfindet, und schließlich das Produktionsergebnis auf einem Markt mit ausreichend Gewinn verkauft werden muss.¹ Diesen Zusammenhang der Verbindung von Ware, Produktion und Zirkulation behandelt Marx zentral in Band II des „Kapital“ unter dem Stichwort der „Zirkulationsformel des Kapitals“. Mit dem Verkaufserlös werden zuletzt die angefallenen Kosten –

einschließlich der Zinskosten auf möglicherweise geliehenes Fremdkapital – beglichen und ein betriebswirtschaftlicher Gewinn ermittelt, der zum Teil an die Kapitaleigner ausgezahlt und zum Teil reinvestiert, also akkumuliert wird. Wer nur von „Tausch“ redet, aber diesen sozialen Reproduktionskontext des Kapitalismus ausblendet, kommt schnell zu verheerenden Fehlurteilen. Frank verwechselt hierbei bereits die elementarsten Kategorien, denn sein subjektiver, „im Auge des Betrachters“ liegender Wert kann sich nur innerhalb des oben dargestellten Vermittlungszusammenhangs von monetärem Investitionsvorschuss, Privateigentum, Lohnarbeit, betriebswirtschaftlich organisierter Produktion, kapitalistischer Gewinnrationalität und kaufkräftiger Endnachfrage äußern. Mit Blick auf den Prozess kapitalistischer Preisbildung reicht es also nicht aus, subjektive Nutzenschätzungen zu Ausgangs- und Endpunkt der Analyse zu machen; vielmehr müssen die Preisverhältnisse mit gewinnmaximierend produzierenden, arbeitsteilig organisierten Unternehmen kompatibel sein und eine Reproduktion des Kapitalverhältnisses selbst ermöglichen. Hier wird es nun spannend, denn der ökonomische Wert muss in einer Gesellschaft privater Produzenten notwendigerweise eine „absolute Form“ annehmen, denn die arbeitsteilig zersplitterte Produktion der privaten Unternehmen impliziert eine wechselseitige Abhängigkeit über die zahllosen, getrennt voneinander hergestellten Vor- und Zwischenprodukte, die nur über jene Vermittlungsinstanz koordiniert werden kann, welcher Marx den Namen „Wertform“ gegeben hat. Diese „Wertform“ gibt also den Produkten der einzelnen Unternehmen einen gesellschaftlichen Ausdruck, so dass an der Wertform sichtbar wird, dass die einzelnen Produzenten über ihre Tauschverflechtung einen übergreifenden Zusammenhang bilden. Anders gesagt geht es bei der Marx'schen Wertformanalyse zentral um die Frage, welche besonderen historischen Umstände und

¹ Im Dienstleistungssektor ist der Produktionsprozess mit dem Prozess des Warenkonsums identisch, denn der Friseur beispielsweise setzt seine Produktionsgüter (Friseurarbeit plus sämtliche materielle Mittel seines Friseursalons) direkt am Endverbraucher an, der mit dem Ende der Dienstleistung bereits die übertragene Ware „auf dem Kopf trägt“, also übertragen hat.

Problemstellungen des ökonomischen Systems dazu führen, dass den Waren ein „real-abstrakter“ (Alfred Sohn-Rethel), absoluter Wertausdruck zukommt. Die von Frank kritisierte „Gleichheit des Werts“ ist entsprechend ein zentrales Vermittlungselement kapitalistischer Wirtschaftssysteme, da die Koordination der voneinander getrennt produzierenden, privaten Produzenten nur möglich ist über die abstrakte Gleichstellung aller Produktionsleistungen in der Wertform, die gesellschaftlich sichtbar wird im Geld. Genauso wird über den absoluten Wertausdruck überhaupt erst eine rationale Kostenrechnung der Unternehmen möglich, denn nur so lassen sich unterschiedliche Gebrauchswerte auf einen gemeinsamen Nenner bringen und dadurch ein universell vergleichbarer Maßstab für Rentabilität ermitteln.

3. Dabei wird mit der Arbeitswerttheorie auch der Gewinnrationalität der kapitalistischen Unternehmen Rechnung getragen, also über den oben erläuterten Formzusammenhang hinaus das mikroökonomische Gewinnmotiv berücksichtigt. Der Tausch äquivalenter Arbeitsverausgabungen bzw. die Äquivalenz von Preis und Arbeitswert ist in erster Näherung überaus plausibel, denn wenn jede Produktion gut kapitalistisch unter der Maßgabe minimalen Aufwands und maximalen Ertrags stattfindet, würde eine Abweichung von diesem Prinzip einige Produzenten besser stellen und andere schlechter. Jene, welche bei gleichem Arbeitsaufwand geringere Preise erzielen würden wären zunehmend unattraktiv für Investoren; umgekehrt jene, die bei gleichem Arbeitsaufwand höhere Verkaufserlöse erzielen würden. Investitionen würden selbstverständlich immer dorthin fließen, wo mit geringerem Aufwand gleich hohe oder höhere Erträge zu machen sind. Im idealtypischen Gleichgewicht wäre das Preissystem erst, wenn das „Wertgesetz“, also das Gesetz des Tausches äquivalenter Arbeitswerte, gelten würde.

4. Marxens erwähntes Wertgesetz erfährt jedoch im Rahmen seiner Kategorienentwicklung eine entscheidende Modifikation, wenn wir zurückkehren zu unserer eingangs getroffenen Unterscheidung von konstantem, variablem Kapital und dem berühmten „Mehrwert“, also der inneren Wertzusammensetzung der Ware. Nun ermittelt sich die Profitrate des Einzelunternehmens über das Verhältnis des Unternehmensgewinns zu den Gesamtkosten der Unternehmung, also den Lohnkosten („variables Kapital“) plus den Kosten für Rohstoffe und Technologie („konstantes Kapital“). Marx ging davon aus, dass dieser Gewinn bzw. Profit in letzter Instanz lebendiger Arbeitskraft entspringt. Er nannte ihn in dieser analytischen Reinform, vor jeder Aufspaltung in konkrete Alltagskategorien wie Unternehmensgewinn, „Eigenkapitalverzinsung“, Aktionärsdividende, Fremdkapitalverzinsung etc. „Mehrwert“. Der Entstehungszusammenhang des „Mehrwerts“ verweist darauf, dass kapitalistische Produktion auf historisch besonderen, strukturellen Voraussetzungen fußt, nämlich zunächst „freier Lohnarbeit“ („frei“ im doppelten Sinne, nämlich „frei“ von nennenswertem Produktionsmittel-Besitz und „frei“, sich selbsttätig auf Märkten zu verkaufen statt zu Sklavenarbeit gezwungen zu werden) und kapitalistischem Privateigentum. „Mehrwert“ entsteht dadurch, dass lohnarbeitsförmige Arbeitskraft von kapitalistischen Unternehmen gekauft und im Produktionsprozess eingesetzt wird. Das Produkt des Produktionsprozesses gehört dem Kapital, wodurch die systematische Möglichkeit eröffnet wird, dass die lohnförmige Entlohnung der Arbeitskraft differiert vom Wertprodukt der Arbeitskraft. In diesem ungleichen Tausch zwischen Lohnarbeit und Kapital liegt der Kern bürgerlicher Klassenverhältnisse begründet, und in der Maximierung dieser Differenz (Frank nennt sie „nichts anderes als die Differenz zwischen Verkaufspreis und der Summe der Kosten“) liegt die Essenz betriebswirtschaftlicher Rationalität. Technische

Hilfsmittel gehen in diese Bewegung jedoch nicht als eigene Quellen der Wertschöpfung ein, wie Marx bereits in seiner Kritik der „trinitarischen Formel“ – also der Annahme, dass das Kapital den Zins hervorbringt wie die Arbeitskraft den Lohn und der Boden die Grundrente, „diese Personifizierung der Sachen und Versachlichung der Produktionsverhältnisse“ (Marx) – deutlich machte, sondern als technologische Bestimmungsgründe der Arbeitsproduktivität. So ist das Graben eines großen Lochs mittels bloßer Hände sehr mühselig, mittels einer Schaufel deutlich effektiver und mittels eines Baggers äußerst effizient. Dennoch erhöht der Bagger die Produktivität der Arbeit des Löcheraushubens und tritt nicht als eigene Wertquelle neben den arbeitenden Baggerführer. Der Ökonom Otto Conrad kritisierte in seiner Monographie „Die Todsünde der Nationalökonomie“ aus dem Jahre 1934 diese Lehre von der eigenen Wertschöpfung durch sachliche Produktionsgüter sehr anschaulich, als er schrieb: „Ohne Violine kann man nicht geigen. Wer würde daraus schließen wollen, dass nicht nur der Geiger, sondern auch die Geige geigt, dass beide gemeinsam Violine spielen? Gewiss niemand. Die Violine ist eben Musikinstrument und nicht Musikant, ebenso wie Kapital und Boden Produktionsmittel und nicht Produzenten sind.“ Chapeau, Herr Conrad!

5. Weil die produzierenden Unternehmen aufgrund ihrer unterschiedlichen „toten“ Kostenbestandteile an nicht produktivem, aber die Arbeitsproduktivität bestimmendem konstantem Kapital unterschiedliche Profitraten aufweisen, modifiziert die kapitalistische Konkurrenz „reine“ Arbeitswerte systematisch, so dass Kapitalien mit zunächst hoher Profitrate Investitionen (mit dem Ergebnis eines steigenden Angebots) anziehen und solche mit zunächst niedriger Profitrate Investitionen (mit dem Effekt eines fallenden Angebots) abstoßen. Marx ging im dritten Band des „Kapital“ davon aus, dass dieser Prozess be-

wirkt, dass die Arbeitswerte des ersten Bandes des „Kapitals“ sich verwandeln in „Produktionspreise“, deren Merkmal ist, dass nun der zusätzliche Mehrwert, den der eine Produzent ursprünglich – aufgrund seiner geringeren „toten Kosten“ für konstantes Kapital – vor Augen hatte, nicht realisierbar ist aufgrund der oben beschriebenen Investitionsbewegungen hin zu den profitableren Sektoren. Es bildet sich durch diese sektoralen Verschiebungen eine Durchschnittsprofitrate heraus, die das „Gravitationszentrum“ der realen, fluktuierenden Marktpreise markiert. Das Preissystem modifiziert also das Arbeitswertsystem in dem Sinne, dass alle Kapitalisten dort zu investieren geneigt sind, wo höherer Profit winkt – somit Kapital vom Standpunkt gewinnmaximierender Investoren aus „knapp“ ist. Diese Verschiebungen der Angebotsmengen führen jedoch zu sektoralen Verschiebungen des produzierten Mehrwerts, denn wie gezeigt werden wertgesetzlich gerechnet unterprofitable Kapitalien zwangsläufig knapper und steigen entsprechend im Preis, während überprofitable Kapitalien bzw. Produktionssphären abnehmende Knappheit verzeichnen und damit sinkende Preise. Die „Verwandlung von Arbeitswerten in Produktionspreise“ im dritten Band des „Kapital“ reflektiert somit die Tatsache, dass die Produktionsstätten streng kapitalistisch gewinnmaximierend ausgerichtet sind und es eine intersektorale Konkurrenz um Mehrwertanteile gibt, die Marx im ersten Band des „Kapital“, wo er nur die intrasektorale Konkurrenz zur Herausbildung der „gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit“ behandelt, noch ausklammert. Unabhängig von der langwierigen Debatte um die Wert-Preis-Rechnung, das sog. „Transformationsproblem“, kann dieser qualitative Zusammenhang als der qualitative,

logisch widerspruchsfreie Kern der Marx'schen Preislehre verstanden werden.²

6. Aus der Marx'schen Differenzierung zwischen Wert- und Preisebene zu schlussfolgern, wie Frank es tut, dass Marx im ersten Band des „Kapital“ „eine falsche Theorie“ aufgestellt hätte, „um später das Gegenteil zu sagen“, verrät ein frappierendes Wissensdefizit über Marx' Methode und wissenschaftliche Theoriebildung im Allgemeinen. Marx untersucht im ersten Band des „Kapital“ nämlich den Wertschöpfungsprozess des Kapitals und die Konkurrenz innerhalb von Produktionssektoren. Im dritten Band untersucht er, darauf logisch aufbauend, zusätzliche Bestimmungen wie die Konkurrenz zwischen den Sektoren und die Wirkung des technischen Fortschritts auf die Entwicklung der Durchschnittsprofitrate. Auf der höheren Abstraktionsstufe des ersten Bandes des „Kapital“ behandelt Marx diese Faktoren zu Recht nicht, denn er untersucht hier Form und logische Genese der Grundkategorien kapitalistischer Vergesellschaftungsprozesse. Frank zeigt eine bemerkenswerte Schlichtheit des Reflexionsniveaus wenn er z.B. schreibt, dass „die Profitrate etwas Individuelles ist“ und „der Profit beim Verkauf einer Ware nichts anders ist als die Differenz zwischen dem Verkaufspreis und der Summe der Kosten“. Der Preis bzw. Wert einer Ware ist für Frank ganz einfach „der Wert, den eine Ware für

jemanden hat, welchen Preis zu zahlen er bereit ist“. Das erinnert fatal an die ironische Bemerkung des Cambridge-Ökonomen Maurice Dobb, der 1966 (in seiner Aufsatzsammlung „Organisierter Kapitalismus“) schrieb, dass neoklassische Standardökonomien mit all ihren Aussagen zum Nachfrageverhalten von Konsumenten letztlich doch nichts besseres aussagen könnten „als die Binsenweisheit, dass bestimmte Dinge zu bestimmten Preisen gekauft werden, weil die Konsumenten sie zu diesen Preisen kaufen. Das mag wie Parodie klingen. Exakte Untersuchungen würden jedoch, wie ich meine, erweisen, dass die moderne Preistheorie zu keinen triftigeren Erkenntnissen (...) vorgestoßen ist“. Die Differenz zwischen systematischer Gesellschaftstheorie und banalen Binsenweisheiten adelt Frank zum Unterschied zwischen dem „Mysterium“ (der Marx'schen Theorie) und „der Beschreibung wirklicher Phänomene“ bzw. „diesseitig wirkender Kräfte“. Freilich ist diese Selbstausslieferung ans positivistische Alltagsverständnis wenig produktiv, denn es war nicht zuletzt Marx' große Leistung aufzuzeigen, wie hinter all den realen, „wirklichen“ Erscheinungen der bürgerlichen Gesellschaft gesellschaftliche Beziehungen stehen, die es zu verstehen und in Beziehung zu setzen gilt. Die Frage nach der gesellschaftlichen Genese des Kapitalprofits mit der Differenz zwischen Kosten und Erlösen zu erklären ist in etwa so sinnvoll, wie die Wirkung der Schwerkraft mit dem Verweis auf zum Boden fallende Regentropfen als „wirkliche Phänomene“ abschließend erklären zu wollen. Es handelt sich hier um eine falsche, dem Warenfetischismus aufgesessene Unmittelbarkeit, welche das bestehende Gesellschaftssystem nicht aus seinen menschlichen Verkehrsformen und Verhältnissen entwickelt, sondern es zum unmittelbaren, unvermittelten Ausgangspunkt nimmt. Marx' Differenzierungsvermögen, nämlich reale Institutionen zu untersuchen auf die in ihnen wirksamen gesellschaftlichen Beziehungen und die Notwendigkeit

² Eine detaillierte Studie zur logischen Konsistenz der Marx'schen Wert-Preis-Rechnung hat der New Yorker Ökonom Andrew Kliman 2007 mit seiner international viel beachteten Monographie „Reclaiming Marx's Capital: A Refutation of the Myth of Inconsistency“ geliefert. Kliman kritisiert in seinem Buch, dass die gängige Marxkritik vollkommen unreflektiert von der neoklassischen Gleichgewichtstheorie als Referenzbasis ausgegangen ist und deshalb eine wenig fruchtbare Interpretationslinie der Marx'schen Ökonomiekritik entwickelt hat. Eine ähnliche Kritik hat der mittlerweile emeritierte marxistische Ökonom und Philosoph Guglielmo Carchedi von der Universität Amsterdam in seinem Buch „Behind the Crisis. Marx's Dialectics of Value and Knowledge“ von 2011 ausgearbeitet.

der Existenz dieser Institutionen ins Verhältnis zu setzen zur Verfasstheit des sozialen Systems, stellt eine aufklärerische Wissensleistung ersten Ranges dar. „Alle Emanzipation ist Zurückführung der menschlichen Welt, der Verhältnisse, auf den Menschen selbst“, umriss bereits der junge Marx 1843 sein kritisch-aufklärerisches Erkenntnisinteresse, hinter welches auch heute niemand zurückfallen sollte, der gesellschaftskritisch zu denken beabsichtigt. Exemplarisch wurde oben die Marx'sche Wertformanalyse als Grundtypus dieser kritischen Methode angerissen. An die Stelle einer banal-positivistischen „Beschreibung diesseitiger Phänomene“ wie bei Stefan Frank tritt bei Marx also der Rückbezug bestehender Institutionen auf die gesellschaftlichen Beziehungen, welche Menschen in der Konstitution dieser Verkehrsformen immer schon eingehen ohne sie deshalb schon direkt und unmittelbar als solche zu verstehen. Die Negation dieser Einsicht in die soziale Genese der Grundkategorien der bürgerlichen Gesellschaft bezeichnet den sog. „Warenfetischismus“, dem auch Frank in seinem hemdsärmeligen Wissenschaftspositivismus erliegt.

7. Stefan Franks Aussagen zum Theorem des „tendenziellen Falls der Profitrate“ bewegen sich auf dem gleichen Reflexionsniveau wie seine Überlegungen zur Wert-, Preis- und Profittheorie. So meint Frank zu wissen, dass bei Marx im dritten Band des „Kapital“ die Werttheorie „zur Binsenweisheit geschrumpft ist, dass höhere Produktivität zu niedrigeren Preisen führt“. Diese Erkenntnis über langfristig aufgrund des technischen Fortschritts sinkende Preise verwandelt Frank dann umgehend in die Erkenntnis, dass die Waren „zu geringeren Kosten produziert werden“ und schließlich „zu niedrigeren Preisen verkauft werden, ohne dass die Profitrate sinkt“. Denn weil „ein niedrigerer Verkaufspreis in der Regel einen höheren Absatz bedeutet, kann der Gewinn sogar steigen – und tut es oft. Zu

einer Krise führt das nicht.“ Na, dann ist ja alles in Ordnung und es bleibt wohl, wenn der Kapitalismus von sich aus so gut funktioniert, letztlich nur die Suche nach bösen „Bankstern“ und regulierungsunwilligen Politikern! Doch auch hier muss Frank in der Sache klar widersprochen werden. Zunächst konfundiert er in obigem Zitat zwei zentrale ökonomische Kategorien, nämlich die Profitrate und die Profitmasse. Während die (absolute) Profitmasse eine Größe ohne Bezug auf die Kostenbestandteile des produzierenden Kapitals darstellt, wird mit der (relativen) Profitrate gerade diese zentrale – und auch von Kapitalisten in ihrer rationalen Buchführung ermittelte – Beziehung hergestellt. Der von Frank herangezogene „höhere Absatz“ stellt just diese entscheidende Relation zwischen den Produktionskosten (an konstantem und variablem Kapital) und dem erwirtschafteten Mehrwert nicht her. Zweifellos kann entsprechend die Profitrate sinken, während die Profitmasse steigt. Und gerade diesen Zusammenhang untersucht das Marx'sche Theorem der tendenziell fallenden Profitrate (nicht Profitmasse!) unter der Voraussetzung des technischen Fortschritts.

8. Der an der Pace University in New York lehrende Ökonom Andrew Kliman hat in seinem Buch „The Failure of Capitalist Production. Underlying Causes of the Great Recession“ aus dem Jahre 2011 das Marx'sche Gesetz sowohl theoretisch als auch empirisch (mit Bezug auf die US-Wirtschaft, da dem Forscher dort die besonders gute Datenlage für seinen Untersuchungsgegenstand entgegenkommt) untersucht. Als marxistischer Ökonom zeigt Kliman schon seit Ende der achtziger Jahre auf, dass die Wirkung des technischen Fortschritts auf die durchschnittliche Profitrate zentral davon abhängt, wie genau der Kostpreis der Ware (also konstantes und variables Kapital als Gesamtkostengröße) verstanden wird. Traditionelle marxistische Theoretiker wie der in diesem

Kontext sehr wichtige japanische Ökonom Nobuo Okishio (1927-2003) haben hierbei die Kostenstruktur nach den Kosten der „Wiederbeschaffung“ der Produktionsmittel („post-production replacement cost“) berechnet, Kliman dagegen berechnet den Kostpreis nach den „Erstbeschaffungskosten“ der Produktionsmittel („pre-production reproduction cost“). Warum ist dieser Unterschied eigentlich so wichtig? Nun, bei Berücksichtigung des technischen Fortschritts und seines angenommenen Effekts von im Zeitverlauf fallenden Warenpreisen macht es einen erheblichen Unterschied, ob der Kostpreis eine mit dem Erwerb der Produktionsmittel abgeschlossene, invariante Größe darstellt oder im Zuge des allgemeinen Preisfalls ebenfalls innerhalb einer Investitionsbewegung abnimmt. In ersterem Fall („Erstbeschaffungskosten“) kann der technische Fortschritt die Kosten nicht drücken, dafür aber den Endpreis, im zweiten Fall („Wiederbeschaffungskosten“) ist dies möglich. Anders gesagt sind bei Berücksichtigung der „Erstbeschaffungskosten“ die einmal in Produktionsgüter und Löhne aufgewandten Investitionsmittel ausgegeben und damit nicht mehr modifizierbar, bei Annahme der „Wiederbeschaffungskosten“ jedoch schon. Sie sind dann allerdings seltsamerweise beeinflussbar von Größen, die zu Beginn der Produktion eigentlich noch gar nicht wirksam werden können, da die erworbenen Produktionsmittel (in Relation gesetzt zum erst später vorliegenden Endprodukt) einer Produktionsperiode geringerer Arbeitsproduktivität entstammen. Der „Wiederbeschaffungs“-Standpunkt ist deshalb methodisch gesehen „simultanistisch“ bzw. a-temporal angelegt, denn er kennt letztlich keinen kausalen Unterschied zwischen einem (mit dem Kauf der Produktionsmittel) beginnenden Produktionsprozess und einem (mit dem Verkauf des Endproduktes) abschließenden. Der technische Fortschritt gilt entsprechend a-kausal als bereits vor seiner technologischen Verwendung innerhalb des Produk-

tionsprozesses wirksam. Der kausalzeitförmige „Erstbeschaffungskosten“-Ansatz dagegen besteht darauf, dass die Verwertungsbewegung des Kapitals nicht simultanistisch gedacht werden sollte, weil sonst Voraussetzungen und Resultate von Produktionsprozessen irrtümlich zusammenfallen. Der technische Fortschritt kann somit erst wirksam werden, wenn die neue Technologie im Produktionsprozess Anwendung findet. Kausal vorgelagerte Produktionsprozesse – wie jene, unter deren Bedingungen die in der Kostpreis-Rechnung auftretenden Produktionsmittel hergestellt wurden – müssen die ältere Technologie berücksichtigen. Andrew Kliman argumentiert dafür, den Kostpreis über die „Erstbeschaffungskosten“ zu veranschlagen, da kein Betrieb in der Realität Beschaffungskosten nach Bezahlung seiner Produktionsgüter auf magische Weise zum Verschwinden bringen kann, nur weil seine Absatzpreise dies wünschenswert erscheinen lassen. Auf der Basis dieser logisch überaus nachvollziehbaren und deutlich realitätsnäheren Kostpreis-Berechnung hat Andrew Kliman in Zusammenarbeit mit einer Reihe weiterer, marxistisch orientierter Ökonomen das sog. „Okishio-Theorem“, das zentral auf dem „Wiederbeschaffungskosten“-Ansatz basiert und die Möglichkeit einer bei technischem Fortschritt dauerhaft steigenden Durchschnittsprofitrate zu belegen sucht, widerlegt. Darüber hinaus hat er in seiner Monographie eine empirische Untersuchung der langfristigen Entwicklung der Profitraten unterschiedlicher Sektoren der US-Wirtschaft vorgelegt, die ihres gleichen sucht. Andrew Kliman kommt in seiner Studie zu dem Ergebnis, dass die durchschnittliche Profitrate der US-Wirtschaft – als der immerhin größten Nationalökonomie des Planeten – seit den sechziger Jahren tendenziell gesunken ist und keine nachhaltige Erholung eingetreten ist.³ Gleiches gilt für

³ Klimans Berechnung der Durchschnittsprofitrate und ihres Entwicklungstrends ist natürlich nicht die

die mit der Profitrate leicht zeitverzögert sinkenden Wachstumsraten. Sehen wir uns hierzu kurz Klimans Grafik 5.8. (Seite 91) aus seiner Monographie an:

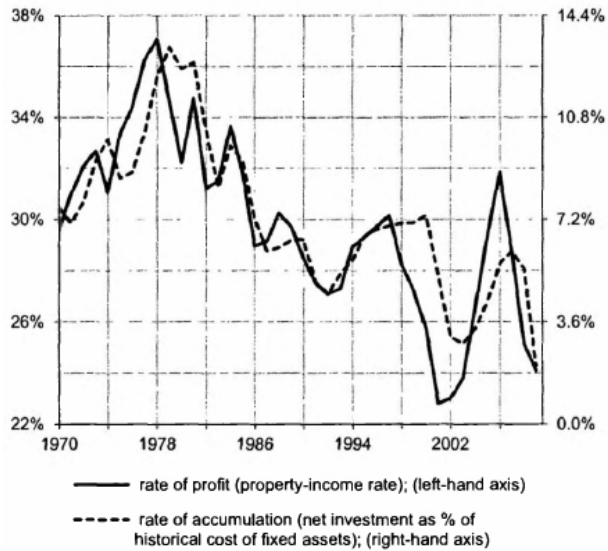


Figure 5.8 The Rate of Profit and the Rate of Accumulation

Die Grafik belegt diesen Zusammenhang, indem die (nach Erstbeschaffungskosten gerechnete) gesamtwirtschaftliche Profitrate in Beziehung gesetzt wird zur volkswirtschaftlichen Wachstumsrate der US-Ökonomie. Wie

einzig mögliche und von marxistischen Ökonomen vorgenommene. Da die empirisch vorliegenden Rentabilitätskalkulationen der Betriebe wie auch die Statistiken der entsprechenden Behörden – wie z.B. der US-Regierungsbehörde Bureau of Economic Analysis (BEA), auf deren Statistikdaten sich z.B. Andrew Kliman bezieht – nicht unmittelbar die Daten liefern, die Gegenstand des allgemeinen Marx'schen Gesetzes vom tendenziellen Fall der Profitrate sind, stellt sich immer die Frage nach der Methode der Erhebung all dieser Datenreihen durch die Statistiker wie auch ihrer Verarbeitung innerhalb eines empirischen, am „Gesetz“ orientierten Modells. So kommen die marxistischen Ökonomen Michael Roberts und Guglielmo Carchedi aufgrund teilweise unterschiedlicher Berechnungsgrundlagen im Vergleich zu Kliman zu anderen Ergebnissen in Bezug auf den Trend der US-Durchschnittsprofitrate in den achtziger Jahren. Klimans Daten legen für diesen Zeitraum eine negativere Tendenz der Profitratenentwicklung nahe als Roberts und Carchedis Untersuchungen.

die Abbildung zeigt, konnte die Profitrate im Jahr 1978 einen Höchststand erreichen, ist dann aber im langfristigen Trend in Einklang mit der leicht zeitverzögert sich reduzierenden Wachstumsrate zurückgegangen.⁴ Wer über die jüngste ökonomische Krise des Kapitalismus in kritischer Absicht nachdenkt, der sollte insofern das Marx'sche Gesetz des tendenziellen Falls der Profitrate nicht vorschnell verwerfen und sich ernsthaft mit ihm beschäftigen.

Die Krise der kapitalistischen Weltwirtschaft ist also für den marxistischen Ökonomen Andrew Kliman eine Krise der Profitproduktion, und als solche weder durch eine strengere Bankenregulierung noch durch ein besseres, keynesianisches Nachfragemanagement oder eine beständige Nullzinspolitik der Zentralbanken dauerhaft lösbar. Die auch bei einigen „Kapitalismuskritikern“ gängige Unterscheidung von gutem „schaffendem“ Realkapital und bösem „raffendem“ Finanzkapital macht deshalb aus gutem Grunde keinen Sinn. Das kapitalistische Weltsystem kommt schlicht an seine inneren Grenzen, so dass die Produktion von Profit um des Profits an ihrer eigenen Rationalität scheitert – auch wenn die Mehrzahl der Ökonomen dies wohl erst bemerken wird, wenn man längst kein Ökonom mehr sein muss, um es zu bemerken.

Konstanz, Dezember 2014

⁴ Klimans Studie weist somit auch eine enge empirische Verbindung zwischen Profit- und Wachstumsrate nach

